

Eduard Hanslicks Schriften für die „Neue Freie Presse“, hrsg. von Alexander Wilfing unter Mitarbeit von Katharina Bamer, Daniel Elsner, Anna-Maria Pfiel und Fernando Sanz-Lázaro (Wien: ACDH. 2023–2026).

Neue Freie Presse. Herausgegeben von Eduard Bacher und Moriz
Benedikt. Morgenblatt. Nr. 5803. Wien, Freitag, den 22. October 1880.

Eduard Hanslick, Herold in Wien vor 65 Jahren.

1 Herold in Wien vor 65 Jahren.

Ed. H. Der berühmte Componist der Oper „Zampa“, Ferdinand, hat als Jüngling eine abenteuerliche *Herold* Reise nach Wien unternommen und dieselbe, sowie seinen dreiwöchentlichen Aufenthalt in Wien ausführlich in Familienbriefen und Tagebuchblättern beschrieben, die bis jetzt größten theils unbekannt geblieben waren. Sie befinden sich im Besitze von Herold's Sohn, des gegenwärtigen Seine-Präfecten und Senators in Paris, welcher schon als Gemeinderath ein werk thätiges Interesse für die Hebung der französischen Musik zustände an den Tag gelegt hat. In einer Reihe von Artin über kel Herold veröffentlicht soeben der verdienstvolle frane Musikhistoriker Arthur zösisch jene interessanten *Pougin* Blätter, die, zusammengehalten mit B. älterer *Jouvin's* biographischer Skizze, ein vollständiges Bild von der Jugendzeit des leider so früh verstorbenen geistvollen Componisten geben. Unseren Lesern dürfte Einiges daraus von Interesse sein, was sich auf die Reise des jungen Herold und die Wiener Musikzustände vor 65 Jahren bezieht.

Charles Ferdinand (geboren in *Herold* Paris 1791) hatte als „Premier grand prix“ des Pariser Conservatoriums den vorgeschriebenen Aufenthalt in Rom genommen und vollendet. Die Rückreise von dort wollte er benützen, um einen Theil von Deutschland kennen zu lernen, das ihm als das gelobte Land der Musik in allen Träumen vor schwebte. Allein das Reisen hatte damals seine Schwierigkeiten. Europa stand neuerdings in Brand durch die Rückkehr Napoleon's von Elba, und Italien war wieder ein Schlachtfeld, auf welchem die Soldaten Murat's sich in Toscana und im Kirchenstaate mit den österreichischen Armeen schlugen. Herold gelangte nach längeren Aufhalten in Neapel, Bologna und Florenz im April 1815 nach Venedig. Von hier wollte er nach Wien. Aber durch seine Unvorsichtigkeit ward diese Reise zu einer Odyssee, an die er zeit lebens denken mußte. Nachdem er in Venedig wie ein Ver zweifelter umhergelaufen war, sich einen Paß zu verschaffen, beschloß er, ungeduldig über diese fruchtlosen Gänge bei den mißtrauischen Polizei-Behörden, *ohne* Paß zu reisen. Die ersten Tage ging Alles leidlich gut, aber angesichts der österen Grenze begannen die Leiden und Gefahren. reichisch Herold hatte am fünften Tage glücklich Ponteba erreicht. Hier unter handelte er mit dem Anführer einer Schleichhändlerbande, der ihn trotz der Wachsamkeit von Zollbeamten und Soldaten nach dem ersten deutschen Dorfe geleiten sollte. Um Mitternacht traten die Beiden ihren Marsch an. Seit frühem Morgen strömt der Regen, die Wege sind entsetzlich. Ein Fluß, über den sie notwendig hinüber mußten, war hoch an geschwollen; trotzdem will Herold tollkühn hinüberschwimmen, um das andere Ufer, koste es was es wolle, zu erreichen. Der

Schleichhändler macht ihm die Unmöglichkeit begreiflich: das jenseitige Ufer fällt in steilen Felsen ab, und die Nacht ist pechfinster. Von oben vom Regen durchnäßt und die Füße bis an die Knöchel in Pfützenwasser, nähern sich die Beiden vorsichtig der gefährlichen Brücke, die sie um jeden Preis hatten umgehen wollen. Sie müssen darüber. „Ich trug,“ schreibt Herold, „einen schweren Bauernmantel auf den Schultern, einen groben Fuhrmannshut auf dem Kopfe, den Tod im Herzen. Da ist das italienische Zollhaus. Niemand zu sehen. Hier die Schilderhäuschen der Soldaten; ich weiß nicht, ob diese drinnen stecken oder nicht. Aber wir marschiren weiter. Ein Mann schläft sorglos auf der Bank. Wir schleichen uns vorbei, ohne ihn anzusehen. Gott sei's gedankt, endlich sind wir hinüber!“ Nachdem Herold also die ganze Nacht im Regen durch ein fremdes, unwirthliches Land ge wandert allein mit einem Gauner, der ihn ruhig hätte er morden können, erreicht er um 4 Uhr Früh das erste deutsche Dorf. Alles schläft. Er klopft an die erstbeste Hütte und bittet um einen Bissen Brot und Schutz vor dem Regen. Er entlohnt seinen Schleichhändler, der heimkehrt. Nach einigen Stunden kommt der Reisewagen, den unser paßloser Componist vor Ponteba verlassen hatte, dahergewackelt. Dieses ehrwürdige Fahrzeug, das bald an diesem, bald an jenem Ende bricht und seine Räder freigebig auf den Landstraßen umherstreut, macht auch die weitere Reise zu einer Kette von Abenteuern. Stundenweit muß Herold im Regen laufen, um aus dem Dorfe Leute zu holen zur Herstellung des zerbrochenen Wagens. In Villach und Klagenfurt verläßt er aus Furcht vor der Polizei abermals den Wagen und seine Reisegefährten. Er sucht sich ein Obdach in der entlegensten Vorstadt, wird für einen Deserteur gehalten und kann sich, da er kein Wort Deutsch kann, den Leuten nicht erklären. (Und hatte doch in Paris in der Schule einmal einen „Preis“ im Deutschen erhalten!) Vier bis fünf Tage hält der Regen an, unser Musiker irrt auf den Landstraßen umher und übernachtet in einem verlassenen, zerbrochenen Bretterhäuschen auf einem Bündel Heu. Als endlich er nach mehreren Tagen den Wagen mit den Reisegefährten wiederfindet, haben ihn Hunger, Ermattung, sowie der elende Zustand seiner Kleidung fast unkenntlich gemacht. Endlich — vierzehn Tage nach der Abreise von Venedig — kommt Herold in an! Er *Wien* steigt in einem elenden Vorstadtwirthshause ab. Aber auch hier ist er ohne Legitimation keinen Augenblick sicher. „Ich weiß nicht,“ schreibt er in sein Tagebuch, was mit mir geschehen wird. Nachdem ich einmal gegen die Gesetze verstoßen, will Niemand mich in Schutz nehmen; alle meine Empfehlungen sind machtlos.“ Endlich wagt er einen letzten Versuch und sucht Schutz bei einem berühmten Tonkünstler, dem Hofcapellmeister. Er erzählt diesem seine Abenteuer *Salieri* und beschwört ihn, sich seiner anzunehmen. Der alte Herr zeigte sich anfangs hart und wollte sich durchaus nicht einmischen. Schließlich ließ er sich doch rühren und führte den jungen Paßlosen zum Fürsten, welcher da *Talleyrand* mals Frankreich im Wiener Congreß vertrat. „Das ist ja eine ganz und gar französische Reise!“ ruft dieser aus, als er Herold's Erzählung angehört, und fügt bei: „Wir werden Ihre Angelegenheit ordnen.“ Ganz ruhig war Herold, nach seinem eigenen Geständniß, trotzdem nicht während seines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Wien, denn die Polizei war über alle Maßen mißtrauisch und fortwährend auf der Spür jagd nach Revolutionären.

Herold stürzte natürlich gleich ins Opernhaus. „Ich komme aus dem *Kärntnerthor-Theater*,“ meldet sein Tagebuch: „so heißt die Wiener Opéra Comique.“ Dieser Irrthum erklärt sich am leichtesten daraus, daß zu jener Zeit im Kärntnerthor-Theater sehr viele Opern mit gesprochenem Dialog gegeben wurden, was den Franzosen sofort mit „Komischer Oper“ identisch ist. Daß dasselbe Theater auch alle „großen“ (durchwegs gesungenen) Opern brachte und Wien so wenig wie eine andere deutsche Residenz im Jahre 1815 zwei getrennte Theater für die Große und Komische Oper besaß, das hätte, wenn nicht Herold selbst, doch jedenfalls sein Biograph wissen sollen, der *Jouvin* jenen Irrthum theilt. „Ich war außerordentlich befriedigt,“ fährt Herold fort, „ich hörte „Agnes Sorel“ von, *Gyrowetz* eine reizende Musik voll Geschmack, Feinheit und

Ge diegenheit. Das Orchester ist vortrefflich, nicht stark, nicht lärmend, die Sänger singen richtig. Ein voll kommenes Ensemble. Die Musikstücke haben beinahe franzen Zuschnitt, sind kurz, gedrängt. Das kam mir zösisch wunderbar vor, denn seit andert-halb Jahren hörte ich (in Italien) lauter Musikstücke, die nicht enden wollen.“ Noch größer ist Herold's Entzücken über die Oper „*Palmyra* „Das ist ein schönes Werk des großen. Man er *Salieri*kennt darin seinen Styl: Alles bühengemäß, lauter kurze, kraftvolle, gut geformte Stücke mit vielen reizenden Gesangsstellen. Zu Anfang des zweiten Actes eine erhabene Frauen-Arie, die den allergrößten Eindruck auf mich machte.“ Am nächsten Tage hört er den „Bergsturz“ von, *Weigl* „eine entzückende Musik! Gut, wenn das so fortgeht; Alles erscheint mir reizend“. Es ist ein wehmütiger Gedanke, daß und *Weigl*, die noch das Entzücken *Gyrowetz* Herold's erregten, ihre eigenen Opern überlebt haben und im hohen Alter sich vom Publicum gänzlich vergessen sahen. Nur Eines be dauert Herold: daß man in Wien zu viele französische Opern gab. Er hört nach einander „Johann von Paris“, „Die“, „Vestalin Joseph“, „Joconde“, den „Neuen Gutsherrn“ und das ewige „Aschenbrödel“ — lauter Opern, um derent willen er gewiß nicht nach Deutschland gereist sei. In Wahrheit ist das Vorherrschen französischer Opern in Wien zu Ende vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts auffallend. Zur Zeit der blutigsten Kriege mit Frankreich herrschte in Wien keine Spur von musikalischem Franzosenhaß; im Gegentheile, es beherrschten damals die Opern von Méhul, Cherubini, Catel, Isouard und Boieldieu das Repertoire des Theaters an der Wien und des Kärntnerthor-Theaters. Als Schüler ist *Méhul's* Herold ganz entzückt über die Verehrung, welche sein theurer Meister in Deutschland und zumal in Wien genießt. An der Seite *Salieri's* hört er im Kärntnerthor-Theater „Joseph und seine Brüder“ und findet hier den Méhul-Cultus neuerdings bestätigt. „Seit vier Jahren,“ schreibt er, „gibt man hier den „Joseph“, und das Haus war schon um 6 Uhr gut besetzt, um 7 Uhr überfüllt, was nicht häufig vorkommt. Fast alle Stücke wurden enthusiastisch applaudirt, und das Duett zwischen Benjamin und Jacob, das in Paris wenig Effect macht, mußte wiederholt werden. Es ist wahr, daß Sänger und Orchester die größte Sorgfalt an dieses Werk wenden.“ Nach einer zweiten Vorstellung des „Joseph“ schreibt Herold: „Wie glücklich ist Herr Méhul, ohne es zu wissen! Sein „Joseph“ macht hier Furore. Heute Abends sah ich neben mir (die Damen gehen hier ins Parterre, wie in Italien) eine Menge hübscher, junger Frauen, welche immer aus riefen: „O, welche prachtvolle Musik! Was für ein schönes Musikstück!“

Durch die Vermittlung des Fürsten Talleyrand hatte Herold von der Wiener Polizei eine Aufenthaltskarte für vierzehn Tage erlangt. Damit vorläufig zufrieden, mietete Herold ein hübsches, für seine Finanzen etwas theures Zimmer auf dem Graben und suchte eifrig jede Gelegenheit, gute Musik zu hören. Der Genuß an den Opernvorstellungen erscheint ihm verdoppelt durch das Vergnügen, noch vor stockfinsterer Nacht aus dem Theater nach Hause zu kommen. Herold preist die Wiener Sitte, das Theater um 7 Uhr zu beginnen und gegen 10 Uhr zu schließen. Er berechnet, daß ein rüstiger musikliebender Vogel nach Schluß einer Wiener Vorstellung noch in Venedig zum Anfang der Oper rechtzeitig eintreffen könnte. Wien ist in dieser vernünftigen gewählten Theaterstunde conservativer als andere Städte geblieben. In Paris war (wie wir aus *Burney's* Reisen wissen) noch vor hundert Jahren die Oper im brieft Palais Royal schon zwischen 7 und 8 Uhr Abends zu Ende. Heute dauern dort die großen Opern bis nach Mitternacht. Herold hatte sich in Wien eben ein echtes kleines Künstler nest hergerichtet, als der Zweig, auf dem es ruht, abermals heftig geschüttelt wurde. Talleyrand hatte Wien kaum verlassen, als die Polizei (die sich nur todt gestellt) wieder aufsprang und dem jungen Fremden den Rath gab, abzufahren. Nun waren neue Gänge, neue Versuche zu machen. Ein musikliebender Hofrath und *Salieri* fanden sich bereit, für Herold einzustehen. Aber die Verlängerung der Aufenthaltskarte mußte mittelst eines eigenen schriftlichen Gesuchs erbeten werden. „Da bin ich in einer sauberen Situation,“ schreibt Herold, „hier habe ich nachzu-

weisen, daß ich hin reichende Subsistenzmittel besitze, und zugleich muß ich meinem Director nach Rom schreiben, daß ich vor Hunger sterbe, sonst schickt er mir keinen Heller.“ Herold überließ dem guten Hofrathe die Abfassung, Ueberreichung und Unterstützung des Bittgesuchs und verbrachte seine Abende nach wie vor im Theater. Endlich bekam er auch die’schen *Mozart* Opern zu hören, nach denen er sich gesehnt. Zuerst „. Die Aufführung muß keine gelungene gewesen *Don Juan* sein, denn Herold referirt nicht sehr befriedigt, ja er thut sogar die unbegreifliche Aeußerung, Mozart’sche Opernmusik wirke doch besser auf dem Clavier, als im Theater. Viel wärmer berichtet er schon über „: *Figaro’s Hochzeit* „War außerordentlich befriedigt. Man läßt einige Nummern weg, aber doch nicht so viele, wie bei uns. Das Orchester war entzückend. In Neapel erschien mir die Musik zu „Figaro’s“ etwas zu stark in Blech instrumentirt; hier fand Hochzeit ich sie nun sehr harmonienreich. Die Blasinstrumente haben accompagnirt wie die Engel. Merkwürdig war, wie eine Arie Figaro’s im zweiten Acte da capo verlangt wurde. Der Sänger trat, bevor er wieder anfang, bescheiden gegen das Publicum vor und bat, da er sehr erschöpft sei, um die Erlaubniß, die Arie mit halber Stimme singen zu dürfen. Er sang pianissimo, und das Orchester bequeme sich so zart feiner Stimme an, daß ich in meinem Leben nichts Reizen deres gehört habe. Die Bläser vollbrachten, was ich bis heute für unmöglich gehalten: sie bliesen nur mit halbem Athem.“ Die „ endlich bekehrt unseren jungen *Zauberflöte* Franzosen ganz und gar zu Mozart. „Sie hat mich selbstbezaubert,“ schreibt er, „diese Zauberflöte. Wie ist unsere frane Bearbeitung („zösisch Les Mystères d’Isis“) schlecht und albern! Sie verkehrt ins Tragische, was hier komisch ist. Die Musik ist wahrhaft köstlich! Das Meisterwerk von Ouvertüre wurde vollendet gespielt und alles Uebrige auch.“ Von den Sängern ist Herold weniger entzückt, als vom Orchester. „Herr, der *Weinmüller* Figaro von Wien,“ schreibt er, „hat viel Talent, muß aber wenigstens siebzig Jahre alt sein. Der Tenorist ist nicht übel und ge *Wildfäll* den Deutschen ungemain, was auch gewiß in Deutsch das Wichtigste ist. Aber er ist doch ein recht frostiger Land, ein schwerfälliger *Joseph* und ein sehr *Joconde* deutscher.“ Der 22jährige *Johann von Paris* Wild war damals am Anfang seiner Carrière.

Unter den Künstlern, mit welchen Herold in Wien verkehrte, steht ihm obenan. „Ich habe eben,“ schreibt *Salieri* er eines Tages, „drei Stunden mit dem großen Salieri am Clavier zugebracht; er zeigte mir mehrere seiner Werke, unter anderen Canons voll Geist und Frische, deren Texte er größtentheils selbst gedichtet. Das ist ein Mann, den zu bewundern man nicht müde wird.“ Ganz stolz und glücklich beginnt Herold ein eigenes Blatt in seinem Tagebuche mit dem Berichte, daß Salieri ihn selbst besucht, mit ihm musicirt und ihn schließlich gar in ein Wirthshaus geführt habe! Aus seinem Munde hörte Herold folgende wenig bekannte Anekdote von Salieri’s großem Meister. Man fragte *Gluck* Gluck in einer Gesellschaft, was er auf der Welt am meisten liebe? „Drei Dinge,“ antwortete er, „zuerst Geld, dann Wein, endlich Ruhm.“ Wie? rief man erstaunt; ist das möglich? Sie können den Ruhm hinter den Wein und das Geld setzen? „Gewiß,“ versetzte Gluck. „Mit dem Gelde kaufe ich mir den Wein, der Wein erweckt mein Genie, und dieses verschafft mir den Ruhm. Sie sehen, daß ich aufrichtig geantwortet habe.“

Auch von, der ihm Vieles vorspielte, *Hummel* spricht Herold mit Bewunderung und Wärme. Es falle ihm schwer, sich von diesem liebenswürdigen Künstler zu trennen. „Etwas Anderes,“ setzt er bei, „ist’s mit. *Beethoven* Ich habe einen Brief an ihn, wage aber nicht, ihm denselben zu bringen. Er ist unglücklicherweise taub und wild wie sein Gesicht. Ich traf mit Beethoven in einem bekannten Hause zusammen, er weigerte sich, Clavier zu spielen, und man drang nicht in ihn, wohl wissend, daß er auch für den Kaiser von Marokko nicht spielen würde, wenn’s ihm gerade nicht behagt.“ So reiste denn Herold mit dem Briefe an Beetho in der Tasche nach ven Paris zurück. Ohne in Wien eigentlich gearbeitet zu haben, war er doch nichts weniger als müßig gewesen; er hatte mit offenen Sinnen gehört und beobachtet und eine Men-

ge von Bemerkungen zu eigenem Nutz und Frommen niedergeschrieben. Eine Verlängerung des Aufenthalts war ihm nicht mehr möglich, so sehr ihn Wien entzückte; hatte er doch, um mit seinen bescheidenen Mitteln auszulangen, sogar einige Clavierstunden gegeben, was ihm zeitlebens das Schrecklichste war. Auch drängte es ihn, endlich wieder seine Heimat zu sehen und dort ernstlich zu arbeiten. Die Theaterleidenschaft ließ ihm zwar auch in Wien keine Ruhe. „Ich muß fort,“ schreibt er vor der Abreise, „denn täglich bekomme ich mehr Lust zur Composition einer Oper, und sie hier zu schreiben brächte mir keinen Vortheil. Hätte sie hier Erfolg, so würde sie in Paris nicht gegeben. Wenn ich hingegen in Paris eine gute Oper schreibe, so bin ich fast sicher, daß man sie dann in Wien aufführt.“ Herold hatte richtig vorausgesehen. Gleich die erste Oper, die er in Paris mit Erfolg zur Aufführung brachte: „Les clochettes“ (1817), wurde nicht lange nachher in Wien unter dem Titel „Die Zauberglöckchen“ mit zwei Einlagen von — *Franz* gegeben. Die drei *Schubert* besten Opern Herold's — bis auf den heutigen Tag Zierden der Opéra Comique — haben auch in Deutschland, insbesondere in Wien, große und nachhaltige Wirkung hervor gebracht. Es sind dies: „*Marie*, oder: Verborgene Liebe (1826), „*Zampa* 1831) und „*Der Zweikampf* (Les Prés aux clerics) 1832. Die letztgenannte graziöse Conversations-Oper war Herold's Schwanengesang. Er starb 42 Jahre alt am 19. Januar 1833 und wurde auf dem Père-Lachaise neben seinem geliebten Meister Méhul begraben.